

nung an die verlorene Kindheit. Freilich mag diese Art von Erlebnis oft genug in sentimentaler Erinnerung steckenbleiben; aber niemand weiß, in wie vielen Fällen doch ein Heimweh aufkommt nach der heilen Welt der eigenen Ministrantenzeit, die zwar unwiederbringlich ist, deren tiefere Ursache aber auch dem Erwachsenen zugänglich bleibt.

In solchen Zusammenhängen kommt es selbstverständlich sehr auf die Glaubwürdigkeit der künstlerischen Darstellung an. Deswegen steht es – wie vorher schon angedeutet – außer Zweifel, daß geistliche Berufe, im Film dargestellt, nur dann Leitbildcharakter haben können, wenn sie bis in die letzte Nuance der gedanklichen Aussage und der formalen Gestaltung wahrhaftig sind.

Gelegentlich wird die Frage gestellt, ob denn in ernst zu nehmenden religiösen Filmen Problem-Priester und problematische Nonnen sein müßten, ob durch sie dem Ansehen der Kirche nicht mehr geschadet als genützt würde. Dazu ist zu sagen: Je ehrlicher heute die Problematik einer menschlich-christlichen Existenz dargestellt wird, desto besser. Die Sympathie für die Kirche ist von dem Augenblick an bei Skeptikern und Gegnern spürbar gestiegen, als Päpste begannen,

sich zu den Schwachheiten der „Kirche in ihrer Knechtsgestalt“ (Karl Rahner) zu bekennen.

Mit hoheitsvoll distanzierten Gestalten, die – den Blick himmelwärts gewandt – der ewigen Seligkeit zuschreiten, ist niemandem gedient. Leitbilder können nur Menschen sein, die Heiligkeit verwirklichen als Menschen von Fleisch und Blut, als Ringende und Kämpfende, deren Feinde nicht die bösen Heiden sind, denen es das heilige Grab zu entreißen gilt, sondern deren Widerstände vor allem in ihrer eigenen Schwachheit liegen.

Darüber, welche Sendungen sich aus durchsichtigen Gründen mit Reizbildern begnügen, dürfte rasch Übereinstimmung erzielt werden. Als ermutigend bleibt festzuhalten, daß der Prozentsatz guter religiöser Filme in der kleinen Gruppe ausgesprochen guter Filme erfreulich hoch ist. Dabei ist es unerheblich, wie gläubig oder kirchennah Autor, Produzent und Regisseur sind. Die gelegentliche Skepsis gegenüber den „Nicht-Fachleuten in Sachen Glauben“, die sich zuweilen an Kleinigkeiten festbeißt, ist von zweifelhaftem Gewicht. Le Corbusier hat sich nicht als Christ bezeichnet und dennoch die Wallfahrtskirche von Ronchamps gebaut! *Ernst Emrich*

## Neukonzeption der katholischen Soziallehre?

Herwig Büchele, derzeit Professor der Gesellschaftslehre an der theologischen Fakultät der Universität Innsbruck, war, bevor er den akademischen Lehrstuhl bestieg, viele Jahre lang Leiter der KSÖ (Katholische Sozialakademie Österreichs), einer von der Österreichischen Bischofskonferenz getragenen Einrichtung. Aus den Erfahrungen dieser Jahre weiß er genau und ist daher voll kompetent, zu bekennen und ehrlich einzugestehen, wie unzulänglich die Soziallehre der Kirche wirksam ist, und Anregungen zu geben und Vorschläge zur Abhilfe zu machen. Auch wir alle, die wir uns zur katholischen Soziallehre bekennen und uns daran beteiligen, sie weiter auszubauen, sie zu vertiefen und weltweit zu verkünden, sollten es dankbar begrüßen, wenn einer aus unserer Mitte es unternimmt, die Ursachen dieser unserer Schwächen zu ergründen, und Mittel und Wege zu finden versucht, um diese

Ursachen zu beheben und dieser Schwäche abzu-  
helfen. Genau das unternimmt Herwig Büchele in seinem neuen Buch<sup>1</sup>.

Nichtsdestoweniger könnte ein getreuer Anhänger der katholischen Soziallehre mit Bedenken an das Buch herantreten: ob man denn die von ihm gestellte Frage überhaupt aufwerfen dürfe, ob man damit nicht unzulässige Kritik an der Kirche und ihrer Lehre übe und sich selbst über sie erhebe, anstatt sie gebührend zu respektieren und sich ihr zu unterwerfen. Solche Bedenken gegenüber dem Buch und seinem Thema mögen sich aufdrängen; das Buch erweist sie jedoch als unbegründet. Die Fragen, die es stellt, gründen nicht in Kritisiersucht oder Überheblichkeit, sondern in echter Liebe und Treue zur Kirche; der Verfasser wahrt immer die dem kirchlichen Lehramt gebührende Ehrfurcht; worum es ihm geht, ist einzig und allein, der Kirche und ihrem Lehr-



amt beim Ringen mit bisher nicht überwundenen Schwierigkeiten zu helfen; er will die Kirche und ihr Lehramt nicht schulmeistern, sondern ihr aufrichtig und selbstlos dienen, auch auf die Gefahr hin, daß diese seine Absicht verkannt und mißdeutet wird, Widerspruch auslöst und Ablehnung erfährt. Auch ich kann nicht allem, was er ausführt, zustimmen, hätte vielmehr einige Fragen an ihn zu stellen und Einwendungen zu erheben, für die hier jedoch der Raum fehlt.

Die vom Verfasser geforderte „Neukonzeption“ der katholischen Soziallehre stößt keine der bisher von ihr verkündeten Wahrheiten um oder stellt sie auch nur in Frage. Der Lehrgehalt der Soziallehre bleibt von der „Neukonzeption“ völlig unberührt; „neu konzipiert“ werden soll nur die Art und Weise, wie man die Sache anfaßt, wie man den unveränderten Lehrgehalt, anstatt ihn in Wort und Schrift abstrakt vorzutragen, erfolgreicher, wirksamer in concreto vorlebt.

Bisher war die Soziallehre meist die Sache einzelner Gelehrter und ihres Scharfsinns. Worauf es ankommt, ist aber nicht der Scharfsinn einzelner katholischer Fachwissenschaftler, sondern – wie wir in Lateinamerika erlebt haben – das Sturmesbrausen des Hl. Geistes, der die Mehrheit des lateinamerikanischen Episkopats, einen Großteil des Klerus und die sog. Basisgemeinden ergriffen und mit sich fortgerissen und die lateinamerikanische Kirche, ihr politisches, soziales und ökonomisches Denken und Verhalten erneuert und verlebendigt hat<sup>2</sup>.

Seinen ganzen Ausführungen legt der Verfasser das von unseren besten katholischen Exegeten erarbeitete Verständnis der Bergpredigt zugrunde, wonach diese sich an die christliche Gemeinde richtet. Darum soll auch die katholische Soziallehre nicht so sehr den einzelnen ansprechen und ihn belehren, wie er sich persönlich zu verhalten habe; sie soll vielmehr die christliche Gemeinde ansprechen und in ihr das mit der Menschwerdung des Sohnes Gottes hier auf Erden bereits anwesende Reich Gottes, das allerdings erst mit der Wiederkunft Christi seine Vollendung finden wird (sog. „eschatologischer Vorbehalt“), verwirklichen, bekräftigen und weiter ausbauen.

Das ist ein ganz und gar theologischer Ansatz, der den herkömmlichen, vorwiegend naturrechtlichen Ansatz zwar nicht ausschließt, ihn viel-

mehr stillschweigend voraussetzt, ja ihn sogar ausdrücklich einschließt. Allerdings will mir scheinen, der Verfasser werde dem herkömmlichen naturrechtlichen Ansatz nicht ganz gerecht. Er schreibt diesem naturrechtlichen Ansatz einen im pejorativen Sinn des Wortes „herrschaftlichen“ Charakter zu. In der Tat findet man auch bei besten scholastischen Autoren die Lex aeterna und die aus ihr erfließende Lex naturalis manchmal so beschrieben, als wäre sie eine Summe von Geboten und Verboten, die Gott als Herr und Gebieter in positivistischer Weise uns auferlegt habe und denen wir als seiner „Herrschaft“ Unterworfenen Gehorsam zu leisten haben (virtus oboedientiae).

Norm und Gebot/Verbot sind aber nicht gleichzusetzen. Die Tugend des normgerechten Verhaltens (virtus iustitiae legalis) ist eine andere Tugend als der dem Gebot oder Verbot geleistete Gehorsam. Die naturgesetzliche oder naturrechtliche Norm hat ihren Ursprung darin, daß Gott es so, nämlich als gut oder böse, als gerecht oder ungerecht, sieht, es als solches bejaht oder verneint, ihm zustimmt oder es verwirft und darum will, daß auch wir es als gut oder gerecht tun oder es als böse oder ungerecht unterlassen. An dieser seiner Einsicht, seinem Wohlgefallen oder Mißfallen läßt Gott uns, seine mit Vernunft und Selbstbestimmung begabten Geschöpfe, durch das, was wir seine „natürliche Offenbarung“ nennen, nämlich seine Schöpfung und die von ihm ihr eingestiftete Schöpfungsordnung, noch mehr aber durch seine Wortoffenbarung teilnehmen und lädt uns ein, nicht aus bloßer Unterwürfigkeit, sondern indem wir diese seine Einsicht uns zu eigen machen und auf Grund dieser unserer mit der seinigen in Einklang stehenden Einsicht unser Tun und Lassen so einrichten, wie es ihm wohlgefällt oder mißfällig ist.

Darum empfiehlt Büchele den lehramtlichen Verkündern der katholischen Soziallehre und deren fachwissenschaftlichen Vertretern, nach bestem Vermögen den Anschein zu vermeiden, als wollten sie diese Lehre den Gläubigen oder gar der Menschheit „herrschaftlich“ auferlegen. Vielmehr sollte das Hauptgewicht darauf liegen, das „Gute“, oder in heutiger Redeweise die „Werte“, aufleuchten zu lassen und das „Böse“, die „Unwerte“, in ihrer Abscheulichkeit und Verwerf-



lichkeit zu entlarven. Auf diese Weise werde es ihnen besser gelingen, Zustimmung zu finden und die Lehre wirksam durchzusetzen, als durch die schulbuchmäßige Darstellung als aufgedrängte Lehre.

In der Hauptsache sind es zwei Wege zur wirksamen Erneuerung der Gesellschaft, die Büchele vorschlägt; den einen nennt er „Kontrastgesellschaft“, den anderen „komponierende Ethik“.

Die von ihm gemeinte „Kontrastgesellschaft“ ist selbstverständlich etwas gänzlich anderes als die sogenannten „Alternativen“, die zur Zeit im Getriebe unserer politischen Parteien eine so unerfreuliche Rolle spielen. Noch viel weniger hat sie gemein mit dem, was heute unter der Bezeichnung „Kirche von unten“ gegen die hierarchisch strukturierte Kirche aufbegehrt. Am ehesten dürften wohl vom rechten Glauben inspirierte und gut geleitete „Basisgemeinden“ das sein oder dem nahekommen, was Büchele sich unter seinen „Kontrastgesellschaften“ vorstellt und mit ihrer Hilfe anstrebt. Für die Fehler, in die man dabei fallen kann und die es unbedingt zu vermeiden gilt, legt er eine Reihe von Beispielfällen vor; nicht ebenso gut gelingt es ihm, zu verdeutlichen, was und wie man es machen kann und soll.

Insgesamt scheint er mir die Intelligenz und die moralische Integrität unserer Politiker und Manager zu überschätzen. Um Politik, namentlich Sozial- und Wirtschaftspolitik, zu betreiben, darf man einen Standard der Intelligenz und namentlich der Moral nicht unterstellen, der bisher niemals erreicht worden ist und den zu erreichen auch nach 2000 Jahren christlicher Verkündigung nicht erhofft werden darf. Die menschliche Irrtumsfähigkeit und nach dem Sündenfall auch unsere trotz der Erlösung fortbestehende Anfälligkeit für die Sünde setzt da eine unübersteigliche Grenze.

Mit seinem zweiten Vorschlag, den er „komponierende Ethik“ nennt, will Büchele den meines Erachtens von ihm mißverstandenen Weg der „Politik des kleineren Übels“ ersetzen. Sehe ich recht, dann bekämpft er einen „Papiertiger“, den er zuerst selbst aufbaut. Ist es doch gerade der große Vorzug der christlichen (katholischen) Soziallehre, daß sie keine vollkommen „heile“ Welt verspricht, sondern sehr viel bescheidener nur das jeweils „kleinere Übel“ anstrebt, sich jederzeit

darauf verlegt, das derzeit drückendste Übel abzustellen oder zu lindern. Bereits unsere geschöpfliche Begrenztheit, noch mehr das, was wir die „Folgen der Erbsünde“ nennen wie Krankheit und Tod, setzt uns unübersteigliche Grenzen. Das sagt uns unser Glaube, das weiß auch Büchele, scheint es aber in seinem Buch gelegentlich zu vergessen.

Von allem, was Büchele unter seinem Stichwort „komponierende Ethik“ anspricht, scheint mir sein Musterbeispiel „Rüstung“ ganz besonders wohl gelungen. Glücklicherweise spielt hier der heute so erbittert geführte Auslegungstreit über die Bergpredigt, ob sie Gewaltanwendung unbedingt verbiete und unbedingte Gewaltlosigkeit gebiete, nicht hinein, sondern genügt der von unseren besten Exegeten festgestellte und von Büchele übernommene Bezug auf die christliche Gemeinde.

Der Rüstungswettlauf, die eskalierende Hoch- und Höchstrüstung hat ihren Grund im wechselseitigen Mißtrauen, und es gibt keinen anderen Weg, um ihn zu beenden, außer dem Vertrauen, genauer gesprochen dem Vorschuß an Vertrauen, den einer der beiden gegeneinander wettrüstenden Teile dem anderen Teil entgegenbringt, den dieser andere Teil zwar honorieren kann, aber nicht honorieren muß, den er vielmehr auch schmählich mißbrauchen kann. Dieser Vorschuß an Vertrauen ist unentbehrlich, um das Wettrüsten zu beenden. Eben darum ist das in ihm liegende Wagnis nicht nur moralisch zu verantworten, sondern ist, wenn man das Mögliche vorsieht und tut, was geeignet ist, um das Risiko des Fehlschlags zu verringern und die Chance des Erfolgs zu erhöhen, moralisch sogar geboten. Es wäre doch ein Jammer, wenn die sich ihrer Christlichkeit rühmende Seite es zuließe, daß die atheistische Gegenseite ihr mit diesem Vertrauensvorschuß zuvorkäme. Das Sprichwort sagt: „Der Klügere gibt nach“. Wie schön wäre es, wenn man hier sagen könnte: „Der Christ (der christlichere Politiker) kommt zuvor!“

Um den Raum nicht zu überschreiten, sei hier darauf verzichtet, Fragen an den Verfasser zu stellen, Bedenken anzumelden oder Einwendungen zu erheben. Darum kurz und bündig: Bücheles Buch überzeugt durch die Ehrlichkeit, mit der es die Unzulänglichkeit unserer Position einge-



steht und anerkennt, und es gewinnt durch die Frömmigkeit, mit der es nicht nur die Bergpredigt, sondern die ganze Lehre Jesu und das Leben Jesu, das, was der Verfasser das „Drama des Lebens Jesu“ nennt, durchmeditiert. Das Buch wird Erregung hervorrufen und Widerspruch herausfordern. Gebe Gott, daß es viele aufgeschlossene Leser findet und durchschlagende Wirkung erzielt.

O. v. Nell-Breuning SJ

<sup>1</sup> Herwig Büchele: Christlicher Glaube und politische Vernunft. Für eine Neukonzeption der katholischen Soziallehre. Wien, Düsseldorf: Europaverlag, Patmos 1987. 254 S. (Soziale Brennpunkte. 12.) Kart. 28,-.

<sup>2</sup> Daß sich dabei theologische Irrtümer eingeschlichen haben, die vom kirchlichen Lehramt gerügt und berichtigt werden mußten, braucht nicht verschwiegen oder beschönigt zu werden. Die notwendige Berichtigung ist erfolgt; der oberste Hirt und Lehrer der Kirche, der Papst, hat die Erneuerung gutgeheißen und belobigt.

## Die verzweifelte Hoffnung eines Zeugen

Leben und Werk des Elie Wiesel

Elie Wiesel liebt es, Geschichten zu erzählen. Eine Schlüsselgeschichte für sein Denken steht am Ende seines Romans „Gezeiten des Schweigens“. In rätselhafter, verzweifelt klingender Form erklärt sie die metaphysische „Verrücktheit“ der Welt:

„Die Legende berichtet, der Mensch habe eines Tages folgendermaßen zu Gott gesprochen: ‚Laß uns die Rollen vertauschen. Sei du Mensch, und ich will Gott sein. Nur eine Sekunde lang.‘ Gott lächelte sanft und fragte: ‚Hast du keine Angst?‘ ‚Nein. Und du?‘ ‚Ich habe Angst‘, sagte Gott. Trotzdem gab er dem Wunsche des Menschen nach und wurde Mensch. Dieser nahm den Platz Gottes ein und machte unverzüglich von seiner Allmacht Gebrauch: er weigerte sich, an seinen vorigen Platz zurückzukehren. Daher waren weder Gott noch der Mensch mehr das, was sie zu sein schienen. Jahre vergingen, Jahrhunderte, vielleicht auch Ewigkeiten. Und dann plötzlich war das Drama da. Die Vergangenheit war für den einen, die Gegenwart für den anderen eine zu große Last. Da aber die Befreiung des einen an die des anderen geknüpft war, nahmen sie ihre Zwiesprache wieder auf, deren Echo in der Nacht zu uns dringt, voll von Haß und Reue und vor allem von unendlicher Sehnsucht.“

In einer verrückten Welt zu leben, das ist die Urerfahrung Elie Wiesel, seit er als 15jähriges Kind, aus seiner frommen chassidischen Umgebung in dem kleinen Karpatenstädtchen Sighet herausgerissen, in einen Viehwaggon, dessen ordnungsgemäße „Verladung“ Eichmann persönlich inspiziert hatte, an einem Ort ankam, dessen

Namen er noch nie gehört hatte: Auschwitz. Als er in dieser Nacht die Flammen sah, die dort zum Himmel loderten, und Lagerinsassen ihnen zuriefen: „Wißt ihr, daß ihr bald am Ziel seid? Bald werdet ihr in den Flammen sterben“, sagte der Junge zu seinem Vater: „Das kann doch nicht sein! Schließlich leben wir in der Mitte des 20. Jahrhunderts! Die Welt wird das nicht zulassen! Sie wird dazu nicht schweigen!“ Es war Mitte 1944, und die Welt schwieg. Die Gleichgültigkeit der Welt angesichts eines in seinem Ausmaß und in seiner Begründung ungeheuren und unvergleichlichen Massenmords, vollzogen durch Menschen aller sozialen Schichten, durch Mörder, die als Christen, „sicher als schlechte Christen, aber doch als Christen“, aufgewachsen waren: das ist die Urerfahrung dieses Menschen.

Elie Wiesel hat in den frühen 60er Jahren das Wort „Holocaust“ in das Vokabular eingeführt, das die Ereignisse der Judenvernichtung im Zweiten Weltkrieg beschreiben sollte. Es bedeutet in der Bibel das Opfer, in dem das Opfertier zur Gänze verbrannt wurde, also die Totalität des Opfers. Bei einer Tagung in Loccum im Sommer 1986 sagte Elie Wiesel: „Jetzt, nachdem dieses Wort so gängig, so billig geworden ist, kann ich es nicht mehr gebrauchen. Ich versuche kein Wort mehr dafür zu gebrauchen und einfach still zu sein, in der Hoffnung, daß dieses Schweigen wiedergeben kann, was ich sagen möchte.“ Man würde das Werk und die Bedeutung Elie Wiesel nicht nur verkürzen, sondern auch verfälschen, wollte man ihn, wie es häufig geschieht, nur den „Dichter des Holocaust“ nennen. „Ein Roman